



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Auch ein deutscher Literaturhistoriker.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Nach ein deutscher Literaturhistoriker.



vor etwa einem Jahre war im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ oder in irgendeinem andern Blatte dieser Gattung eine Ankündigung eines Herrn Dr. Otto Weddigen zu lesen, worin er das Erscheinen einer Geschichte der deutschen Volksdichtung in Aussicht stellte und die gelehrte Welt Deutschlands aufforderte, ihm thätig dabei zur Hand zu gehen durch Übermittlung schwer zugänglichen oder ungedruckten Materials. Jedem, dem der Name und die schriftstellerische Thätigkeit des genannten Herrn bisher verborgen geblieben war, mußte nach diesem Trompetenstoß ein großes Schauspiel erwarten; wer freilich Herrn Weddigen schon aus seinen frühern Schriften kannte, wußte, daß er auch in diesem neuesten Werke nicht in eigner Tracht, sondern in einem stückweise von verschiedenen Seiten her erborgten und stümperhaft zusammengestoppelten Aufputze erscheinen würde. Wer da glaubt, wir thäten mit einem solchen Urteile dem Verfasser unrecht, mag mit uns das Büchlein etwas näher ansehen. \*)

An einer Stelle des Vorwortes endigt Herr Weddigen mit den Worten, daß es nicht in seiner Absicht liege, einer sachkundigen Kritik vorzugreifen, eine Selbstkritik, die bescheidenlich in dem Satze gipfelt: Ich habe mit dieser meiner Geschichte der deutschen Volksdichtung mich einer Arbeit unterzogen, die wegen ihrer „fast unüberwindlichen Schwierigkeiten“ bisher noch von keinem Literaturhistoriker Deutschlands auch nur versucht worden ist; dafür möchte ich aber auch meinen redlichen Lohn haben. Worin dieser Lohn bestehen soll, davon später. Zunächst haben wir garnicht eine vollständige Geschichte der deutschen Volksdichtung vor uns, sondern nur den Teil derselben, welcher in die Neuzeit fällt; sehr natürlich, denn um in die ältere Zeit einzudringen, dazu genügt nicht eine vielleicht einjährige oberflächliche Beschäftigung mit dem Stoffe, dazu gehören eingehende Sprachstudien und historische Kenntnisse, die nicht Herrn Weddigen's Sache sind. Ist schon so die ganze herrliche Volksliteratur des Mittelalters von der Darstellung einfach ausgeschlossen, so wird das Mißverhältnis zwischen dem erwähnten Ausspruche und der wirklichen Ausführung des Unternehmens noch klaffender, wenn man sieht, wie unvollkommen auch die Neuzeit behandelt ist. Die epische Volkspoesie wird auf dem Raume von dreißig Seiten abgethan, der dramatischen gehören gar nur sechs Seiten dieses mit

\*) Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Von Dr. F. S. Otto Weddigen. München, Callwey, 1884.

verschwenderischem Drucke ausgestatteten Buches von Kleinktavformat an. Und diese spärliche Kost ist nicht einmal von Herrn Weddigen selbst bereitet, er hat sie aus der Garküche von Hermann Kluge entwendet: aus des letzteren bekanntem Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte für Schulen sind die beiden Abschnitte über epische und dramatische Volkspoesie herausgeschnitten; nicht nur inhaltlich, auch in der äußern Form der Wiedergabe finden wir den von Kluge geschickt zusammengestellten Schulmemorirstoff in diesem tiefwissenschaftlichen Produkt einer volkstümlichen Gelehrsamkeit wieder; wir träumen uns bei der Lektüre in die schönsten Zeiten der Primanerjugend zurück.

Herrn Weddigens Werk ist also im besten Falle nichts als ein Abriss der Geschichte des deutschen Volksliedes, von der wir in dem köstlichen Buche Uhlands und dem sehr recht brauchbaren, mit Begeisterung und Sachkenntnis geschriebenen Handbüchlein Wilmars schon ausgezeichnete Darstellungen besitzen. Immerhin ließe sich auf Grund der jetzt so ungeheuer angewachsenen Sammlungen deutscher Volkslieder und mit gewissenhafter Benutzung der Forschungen über das Volkslied eine neue Geschichte desselben aufbauen, und dem Verfasser einer solchen könnte man nicht dankbar genug sein, wenn er den Stoff auch nur soweit beherrschte, wie sich Herr Weddigen in der Vorrede den Anschein giebt. Dieselbe bringt zum Schlusse ein Quellenverzeichnis, d. h. ein wildes Durcheinander ungenauer Titel von Volksliederansammlungen und Schriften über Volkslieder, soweit diese Titel Herrn Weddigen gerade in den Weg gelaufen sind. Zu diesen Büchern zählt der Verfasser auch die großen Handbücher deutscher Literaturgeschichte, wie Gervinus, Goedeke, Koberstein, Scherer, Wilmar; statt am Ende, hätten diese Werke, denen unser Buch sein Bestes verdankt und ohne die es ungeschrieben hätte bleiben müssen, an der Spitze aufgeführt werden sollen. Die Gebrüder Grimm erscheinen bibliographisch hier als eine Person, und ihre zahlreichen Werke (in einige von ihnen hat Herr Weddigen vielleicht sogar hineingesehen) werden in bequem zusammenfassender und namentlich für Laien aufklärender Weise einfach als „Schriften“ zitiert. Daß zwei grundlegenden, man könnte sagen die beiden neben der von Uhland wichtigsten Quellenansammlungen für das Volkslied unerwähnt bleiben, dem Verfasser also vollkommen fremd sind, ist eines der vielen Kennzeichen, wie dieses Buch zu stande gebracht worden ist. Diese Sammlungen sind Erks Liederhort und Böhmcs altdcutsches Liederbuch, jenes für die heute noch in Umlauf befindlichen Volksmelodien, dieses für die bis zum siebzehnten Jahrhundert überlieferten Texte und Gesänge die ausgezeichnetsten Fundgruben, die beide zugleich in der musikalischen Seite ihrer Aufgabe, in der Wiederherstellung der ursprünglichen Weisen der Volkslieder ihren Schwerpunkt haben. Bloße Lesegedichte kennt ja das Volk nicht; das Volkslied ist seinem ganzen Wesen nach nicht bestimmt, gelesen zu werden, es will gesungen sein. Und doch finden wir bei Herrn Weddigen nicht den leisesten Ansat, eine Geschichte des Volksliedes der Dar-

stellung als notwendige Ergänzung einzufügen. Vielmehr beklagt er sich wiederholt, daß diese Arbeit, ein Seitenstück zu seiner eignen, noch von niemand in Angriff genommen worden sei, und zeigt auch hier wiederum, daß er über Dinge redet, in denen er sich nicht umgesehen hat.

Dem Quellenverzeichnis folgt eine Einleitung, die unter anderm eine kurze Übersicht der Entwicklung des deutschen Volksliedes und des Interesses am Volksliede bringt; wir hören, wie Herder seiner Mitwelt den Sinn für den reichen poetischen Gehalt der Volkspoesie zuerst öffnete, wie Goethe diese Erkenntnis für seine Dichtung fruchtbar werden ließ; aber nicht mit einem Worte wird auf die Stelle hingewiesen, wo Goethe sich am ausführlichsten über diese damals neuen Bestrebungen geäußert hat: in seiner prächtigen Rezension von „Des Knaben Wunderhorn.“

In der Darstellung der Geschichte der Volkslyrik nimmt das historische Volkslied den weitaus größten Platz in Anspruch: ihm gegenüber schwinden alle andern Gattungen bis zur bescheidensten Winzigkeit zusammen. Wer Uhlands poesievolltes Kapitel über das Liebeslied kennt, muß sich mit Widerwillen von der öden und mechanischen Weise abwenden, in der dieser köstliche Stoff hier behandelt wird: ein paar der verbreitetsten und schönsten Lieder ganz oder teilweise abdrucken lassen und mit Glossen versehen, das nennt Herr Weddigen eine Geschichte des erotischen Volksliedes schreiben. Bis zur Unerträglichkeit aber steigert sich die Unfähigkeit zu zusammenhängender, sachgemäßer, wissenschaftlicher und künstlerischer Darstellung, der Mangel jeglichen Versuches, die Zeiten und Arten seiner zu charakterisiren, beim geschichtlichen Volksliede: seitenslang werden uns hier bloße Titel oder Anfangsverse von Liedern aufgetischt, wie man sie sich aus den Sammlungen von Viliencron und Ditsfurth etwa zu bequemerer Übersicht zusammenstellen würde. Recht ergötzlich ist es dann zu sehen, mit welcher Freude gerade unverhältnismäßig lange Titel, wie sie das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert liebte, in unversehrter Treue dem erstaunten Leser von dem darüber ebenso staunenden Verfasser vorgeführt werden. Auch über die merkwürdige, „den Forscher störende“ Orthographie dieser Zeiten entfährt ihm mehr als einmal ein Wort der Entrüstung: Herr Weddigen sähe die Originaltexte der alten Lieder am liebsten in neuer preußischer Rechtschreibung aufgesetzt, sein unschuldiges Gemüt läßt sich nichts träumen von Dialekten und von Entwicklung der Sprache. Was diesen Abschnitt über das geschichtliche Volkslied so unverhältnismäßig anschwellt, ist die breite Ausführlichkeit, mit der uns die Zustände und Ereignisse geschildert werden, an welche die Stoffe der Lieder sich anlehnen: es gilt eben hier eine möglichst große Zahl von Seiten herauszuschlagen und zugleich den Leser über den Mangel jeglicher die Dichtung charakterisirenden, ihre Entwicklung verfolgenden Darstellung auf gute Art hinwegzutäuschen. Die Vorliebe des Verfassers für Schulbücher, ihre Lektüre und Benützung verleugnet sich auch hier nicht ganz: hin und wieder wird dem Leser

ein verständnisinniges Lächeln und Nicken abgezwungen, wenn halbverklungene und doch noch altbekannte Töne an sein Ohr schlagen; der müßte ein unpatriotischer Tertianer gewesen sein, dem nicht heute noch bei dem kostbaren Worte: „Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen“ sofort der alte, liebe Leitfaden preußischer Geschichte von Ludwig Hahn einfiel.

Bei dieser allgemeinen Unzulänglichkeit des Verfassers gegenüber seinem Stoffe fällt es wenig ins Gewicht, wenn wir in Einzelheiten auf Schritt und Tritt beträchtlichen Fehlern begegnen, wenn wir z. B. hören müssen, daß die heiligen Schlachtgesänge der alten Germanen, in denen sie den Gott um Hilfe anriefen, „meist geschichtlichen Inhalts“ waren; daß die „germanischen Rätsel- oder Tragemundslieder,“ d. h. Lieder des Drogomans, des vielerfahrenen Dolmetschers, von „Trageboten, wandernden Boten“ gesungen wurden (Herr Weddigen, ein Westfale, hat hier wohl an die heimischen Botenfrauen mit ihren Tragkörben gedacht); daß Moscherosch nicht die wunderlichen und wahrhaften Gesichte Philanders von Sittewald, sondern vielmehr seine Geschichte geschrieben, wie uns mehr als einmal versichert wird; daß nicht Claudius, sondern vielmehr Hölty das herrliche Rheinweinlied „Bekrängt mit Laub den lieben, vollen Becher“ verfaßt hat.

Neben diesen unzweifelhaft neuen Thatfachen, für deren Sicherstellung die Literaturwissenschaft Herrn Weddigen gewiß zu Danke verpflichtet ist, finden sich nun freilich auch recht bekannte Sachen in dem Bande. Wem es nicht glaubhaft scheint, daß die besondere Darstellung eines immerhin kleinen Theiles deutscher Literatur, die mit dem ausdrücklichen Anspruch auftritt, eine bahnbrechende Leistung zu sein, sich nicht scheut, die umfangreicheren Gesamtdarstellungen dieses Stoffes in den einschlägigen Abschnitten aus- und abzuschreiben, für den folge hier eine für sich allein genug sprechende Gegenüberstellung einiger Sätze des Weddigen'schen Buches und ihrer Originalstellen in Wilhelm Scherer's deutscher Literaturgeschichte.

#### Weddigen.

S. 8. Wir haben früher gesagt, daß das Volkslied immerfort bestanden hat; die Produktion aber war nicht in allen Zeiten gleich. Wir erkennen es während des dreizehnten Jahrhunderts fast nur aus seinen Wirkungen auf die höfische Poesie. Erst mit dem gänzlichen Verfall der letzteren und mit der Hebung der unteren Stände tritt das Volkslied klar in Sicht.

S. 9. Es lebt, sagt ein Zeitgenosse, kein Bauer der Erde so grob, der nicht Sänger sein will — ein Zeugnis für die allgemeine Beteiligung an der Poesie

#### Scherer.

S. 258. Das Volkslied hatte immerfort bestanden; aber wir erkennen es während des dreizehnten Jahrhunderts fast nur aus seinen Wirkungen auf die höfische Poesie. Erst mit dem gänzlichen Verfall der letzteren und mit der gleichzeitigen Hebung der unteren Stände tritt das Volkslied in Sicht.

S. 253. Schon im vierzehnten Jahrhundert hatten die Meister über einreißenden Dilettantismus zu klagen. Es lebt, sagt einer, kein Bauer auf der Erde

## Weddigen.

im vierzehnten Jahrhundert. Dies zeigen auch die Lieder selbst, an deren Ende sich die Verfasser nennen: ein Student, Fischer, Schreiber, Bäcker, eines reichen Bauern Sohn, ein junges Blut, zweien Landsknecht gut, ein Alter und ein Junger.

Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ist die Macht des populären Gesanges so groß, daß er auch auf das geistliche Lied Einfluß gewinnt. Die politischen Gesänge sind aber in dieser Zeit überwiegend.

§. 37. Sieht man die Liederanfänge vieler Volkslieder an, so steht ein Naturbild unmittelbar, oft zusammenhangslos neben einem Bilde aus dem Menschenleben.

Im Volksliede, das sich an die Natur anlehnt, trauert die Linde, warnt die Haselstaude das Mädchen, das zum Tanzen geht; Blumen bedeuten Jungfrauen, wie das Röslein auf der Heide, oder Eigenschaften des Gemütes, wie das Bergißmeinnicht.

§. 38. Überhaupt ist das Erratenlassen eines der wirksamsten Mittel des Volksliedes. Sinnliches wird ausgesprochen, das Geistige muß man erkennen.

Es giebt Lieder, welche ganz dramatisch entworfen sind, doch (!) ist das Streben nach Kürze zumeist ein charakteristisches Zeichen.

Oft wiederholen sich einzelne Ausdrücke oder Redewendungen, auf die es ankommt; im höchsten Affekt auch ganze Verse. . . . Abstrakte Begriffe werden umschrieben.

## Scherer.

so grob, der nicht ein Sänger sein will. Und zahlreiche Zeugnisse für die allgemaine Beteiligung an der Poesie gewähren viele erhaltene Lieder selbst, worin sich am Schlusse die Verfasser nennen: ein Student, ein Schreiber, ein Fischer, ein Berggefell, ein Bäckerknecht, ein Krieger gut, eines reichen Bauern Sohn, war gar ein junges Blut, zweien Landsknecht gut, ein Alter und ein Junger.

§. 259. Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ist die Macht des populären Gesanges so groß, daß er auf das geistliche Lied Einfluß gewinnt. . . . Die politischen Gesänge sind überwiegend Schlachtschilderungen.

§. 255. Nach einer uralten poetischen Gattung steht ein Naturbild unmittelbar, oft zusammenhangslos neben einem Bild aus dem Menschenleben.

§. 254. Die Nachtigall giebt Liebeslehren; die Linde hilft trauern; die Haselstaude warnt das Mädchen, das zum Tanze geht. . . . Der Rosengarten bedeutet Liebesgunst. Blumen bedeuten Jungfrauen, wie das Röslein auf der Heiden, das ein junger Knabe bricht, oder Eigenschaften des Gemütes, wie das blaue Blümlein Bergißmeinnicht, von dem soviel gesungen wird.

§. 256. Das Volkslied zeichnet überall mit starken, ja groben Strichen. Die Worte, auf die es ankommt, werden wiederholt, wie im höchsten Affekt. . . . Abstrakte Begriffe werden umschrieben.

Das Erratenlassen ist überhaupt eines der wirksamsten Mittel des Volksliedes. Sinnliches wird ausgesprochen, das Geistige muß man merken. . . . Es giebt auch Lieder, die ganz dramatisch nur in Gespräch verlaufen. . . . Auf dem Streben nach Kürze, das im Volksliede sich so deutlich geltend macht, beruht die Ausbreitung der Ballade.

Dies mag genügen, um zu zeigen, welche Verballhornung Scherers meisterhafte Darstellung in diesem Buche zu erleiden gehabt hat.

Zuweilen, wenn dem Verfasser das Gewissen schlug, hat er die wörtlichen Entlehnungen aus andern Werken zwischen Anführungszeichen gesetzt, ohne jedoch seine Gläubiger irgendwie namhaft zu machen. Das Abschreiben ist aber, wenn die nötige Vorsicht fehlt, ein gefährlich Ding: irgendein schnurriger Zufall spielt dem Federhelden einen bösen Streich; so, wenn er etwas nachredet, was in geradem Gegensatz zu einer an andern Stellen seines Buches vertretenen Meinung steht, mögen diese andern Stellen selbst nun Erzeugnis eigener Arbeit oder gleichfalls Schmuggelwaare sein. In der Einleitung charakterisiert Herr Weddigen im Rapidarstile die älteste Volksdichtung: „Sie war Gesang, und aller Gesang war episch“ (S. 1). Diese veraltete Weisheit der Lehrbücher der Poetik ist aber zum Glück bald darauf (S. 7) vergessen, und nun erfahren wir durch ein Zitat aus einem nicht weiter namhaft gemachten, besser unterrichteten Autor — es ist niemand anders als Uhland —, daß die älteste Volksdichtung die Reime der poetischen Grundformen — lyrisch, episch, dramatisch — noch ungeschieden in sich berge. Nur nebenbei sei bemerkt, daß diese Stelle aus Uhland von Herrn Weddigen nicht einmal richtig aufgefaßt worden ist, da er die gesamte älteste Volksdichtung und das spätere lyrische Volkslied durchaus gleichsetzt und damit die eben gewonnene Klarheit wieder in trübste Verwirrung wandelt.

Herrn Weddigens größte Seite ist wohl seine Sprache. Die stilistische Behandlung des Stoffes, ja die einfache Logik des Ausdrucks läßt in den Teilen, die anscheinend seine eigne Gedankenarbeit sind, soviel zu wünschen übrig, daß man nicht ohne Beschämung daran denken kann, wie ein deutscher Schriftsteller, der zugleich für mehrere Journale schreibt — und ist es auch nur das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ und ähnliches — dem gebildeten deutschen Publikum, für das sein Buch doch wohl bestimmt ist, derartige Sudeleien zu bieten wagen darf. So flüchtig hat der Verfasser seine Arbeit zusammengeschrieben, sowenig hat ihm Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks am Herzen gelegen, oder vielmehr sowenig scheint er dazu befähigt, daß es ihm nicht selten begegnet ist, gerade das Gegenteil von dem zu sagen, was er im Sinne hat. Wo wir nicht gerade auf Schiefheit im Ausdruck, Widersprüche oder Zusammenhangslosigkeit im Denken stoßen, sind wir ja zufrieden, den Inhalt in der Form zu genießen, den man treffend als den vollendeten Schlafrockstil bezeichnet hat: jenen bei der niedern Mittelmäßigkeit in Deutschland noch so sehr üblichen Stil, der sich von einer abgegriffenen Redensart zur andern weiterschleppt und in seinen Sätzen, die nur für das Auge, nicht auch für das Ohr bestimmt sind, alles andre, nur nicht Wohlklang, schöne Wortfolge, künstlerische Abrundung erstrebt. Seite 6 heißt es: „In den ersten fünfzehn Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung hat man die Bedeutung unsrer Volkspoesie allzusehr in den Schatten gestellt und nur der Entfaltung und

Gestaltung der Kunstpoesie nachgespürt.“ Wenn wir gleich bemerken, daß es vor dem neunten Jahrhundert sogenannte Kunstpoesie in Deutschland nicht gegeben hat, sondern nur Volkspoesie, von einem Gegensatze zwischen beiden vor diesem Zeitpunkte also nicht die Rede sein kann, so würde in dem zitierten Satze immer noch die durch Originalität hervorragende Meinung vertreten bleiben, daß vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert die „Bedeutung der Volkspoesie,“ nicht etwa die Volkspoesie selbst, „allzusehr in den Schatten gestellt und nur der Entfaltung und Gestaltung der Kunstpoesie nachgespürt wurde,“ offenbar von den deutschen Literaturhistorikern vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert, den neuentdeckten uralten Fachgenossen des Herrn Weddigen. Dann heißt es weiter: „So (!) ist es denn zu erklären, daß sich erst seit dem Beginne der Neuzeit eine Einteilung in lyrische, epische und dramatische Volksdichtung rechtfertigen und machen läßt.“ Gewöhnlich wird etwas erst „gemacht“ und dann „gerechtfertigt,“ bei Herrn Weddigen ist es umgekehrt. Das eröffnende „So“ zeigt recht die Unlogik in seinem Ausdruck, denn die zuerst angeführten angeblichen Thatsachen stehen nicht in dem geringsten bedingenden Zusammenhange zu der zuletzt behaupteten, würden es auch nicht thun, wenn alle diese Behauptungen wenigstens einen richtigen Kern in sich bürten.

Schon oben wurde berührt, daß in Deutschland wie überall als älteste Dichtung die chorische zu nennen ist, die nur durch Zusammenwirken von Massen zugleich mit Musik und Tanz zur Bethätigung gelangt. Am ehesten vergleicht sie sich also der dramatischen Poesie. Wohl ebenso alt aber ist die lyrische Volkspoesie und vielleicht auch die epische. Nur Unkenntnis kann diese Einteilung auf die Dichtung der Neuzeit beschränken wollen. Was also in der Verwirrung jener ersten Sätze gemeint sein kann, ließe sich etwa so ausdrücken: Die Volkspoesie, der zuerst im karolingischen Zeitalter eine auf christlicher Gelehrsamkeit beruhende Kunstdichtung hemmend zur Seite trat, wurde im Laufe der nächsten Jahrhunderte nur sehr allmählich und nie vollkommen aus der Pflege der besten Kreise der mittelalterlichen Gesellschaft verdrängt. Ohne die stets lebendige Volksdichtung wäre die höchste Blüte sowohl der Lyrik bei Walther von der Vogelweide, als das Heldenepos nie erreicht worden, und auch die höfische Kunstpoesie, die ihre Stoffe aus der Fremde bezog, zeigt in der Kunstform mannichfache Beeinflussung durch die Volksdichtung. Aber erst seit die höheren Kreise sich der Poesie ganz entfremdet hatten, seit dem vierzehnten Jahrhundert, gewann die Volksdichtung der mittleren und unteren Kreise wieder alles verlorene Gebiet für sich zurück; daß sie aber erst seit Erfindung des Buchdruckes dauernde Spuren ihres Seins und ihrer Verbreitung auch für uns heute noch hinterlassen hat, während sie früher nur für das jedesmalige Bedürfnis neu entstand und alsbald wieder verging, das bedarf keiner weitern Erklärung.

Von der schülerhaften Darstellungsweise des ganzen Buches hier noch ein weiteres Proöben. An einer Stelle heißt es: „Wie die Forschung ergiebt, daß viele Grenzboten IV. 1884.

Volkslieder bis in die ältesten Zeiten hinaufgreifen, so weisen die Völker untereinander ähnliches im Volksliede auf.“ Wie muß es in dem Kopfe dessen aussehender, der solch unenträtselbare Orakel nicht bloß auszudenken, zu sprechen, zu schreiben, nein, auch drucken zu lassen imstande ist! Ein andermal liegt Herr Weddigen etwas „über den nächsten, durch Freude und Gesang auszufüllenden Horizont hinaus.“ Seite 29 ist zu lesen: „Die mündliche Fortpflanzung der Poesie gestattet uns (!) ein allmähliches Wachstum.“ Hoffentlich auch der Selbsterkenntnis des Herrn Weddigen. Vorläufig sind die Aussichten dazu freilich recht geringe. [Das „uns“ ist wohl Druckfehler für „nur.“ D. Red.]

Von sehr wenig entwickeltem Geschmack in literarischen Dingen zeigt es, wenn der Verfasser in stetig sich wiederholenden Anmerkungen bei allen möglichen und unmöglichen Anlässen und jedesmal mit größter bibliographischer Genauigkeit die Titel seiner übrigen zahlreichen Schriften vorführt, die zum großen Teile nicht gelesen zu haben man, nach der Lektüre dieses Buches, sich zu ganz besonderm Glücke anrechnen muß. Solche Anmerkungen sieht Herr Weddigen dann als sichere Schlupfwinkel an, von denen aus er einem mißliebigen Rezensenten meuchlings einen Fußtritt versetzen kann. So nennt das Quellenverzeichnis ganz überflüssigerweise einen von Herrn Weddigen im Verein mit einem Herrn Hartmann kürzlich herausgegebenen Sagenschatz Westfalens, überflüssig deshalb, weil die reiche Volksfagenliteratur sonst gar keine Berücksichtigung erfährt und auch in der Darstellung in keiner Weise benutzt ist; Herrn Weddigen freilich schien das garnicht überflüssig, sondern höchst notwendig, um daran eine Anmerkung von einer halben Seite anschließen zu können, welche die Empfangsbeseinigung einiger lobenden Besprechungen jenes Wertes liefern soll. Diesen günstigen Beurteilungen in Zeitungen und Blättern wie der „Europa“ und ähnlichen berühmten Stimmen wird dann die „einer geifernden Unkenstimme in einer sonst so »noblen« Zeitschrift, der Deutschen Literaturzeitung in Berlin,“ entgegengehalten, auf daß der unglückliche Besitzer dieser Unkenstimme — es ist Elard Hugo Meyer — reuig seine Verdorbenheit bekenne. Herr Weddigen nennt ihn „Herrn Mayer (?!) in Freiburg i. B.“ und will durch Weglassung der Vornamen und durch die eingeklammerten Frage- und Ausrufezeichen seiner tiefen Geringschätzung dieser Persönlichkeit Ausdruck geben, bei dem ahnungslosen Leser aber den Schein erwecken, als ob ein beliebig hergelaufener Herr Mayer sich erdreistet hätte, über Herrn Weddigen's Buch ein Urteil zu fällen. Sollte die zweimalige Wiederkehr der falschen Schreibung Mayer statt Meyer, welche die Annahme eines Druckfehlers nicht zuläßt, vielleicht in der Absicht erfolgt sein, auch den Kundigern irrezuführen? Wir nehmen lieber die gelindere Schuld an, daß E. H. Meyer, einer unjrer wenigen ge-diegner Mythenforscher — es giebt deren in Deutschland kein halbes Duzend —, es bisher noch nicht dahin hat bringen können, zu den von Herrn Weddigen gekanntem Gelehrten zu zählen. Herr Weddigen, der große westfälische Sagen-

forscher, weiß also auch nichts von Grimms Mythologie, wenigstens nichts von der neuesten, dritten Bearbeitung derselben, nichts von ihrem dritten Bande, den erst diese Ausgabe gebracht hat, welche wir niemand anders als E. S. Meyer verdanken.

Der Verfasser wünscht sich sachkundige Kritik. Wie das sich blähende Vorwort jeder Kritik vorgreift, haben wir schon im Eingange bemerkt. In dem gleichen Brustton der Überzeugung heißt es am Schlusse des Buches: „Indes darf uns zur Befriedigung gereichen, daß wir zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der »Geschichte der deutschen Volkspoesie« gemacht, daß wir uns mit Liebe der Sache unterzogen. Mag ein anderer, auf unsern Schultern fußend, das Gebäude weiter aufführen, wozu wir den festen Grundriß gezeichnet haben.“ Ja noch mehr: Herr Weddigen findet „in Anbetracht des von ihm Geschaffenen den Wunsch nicht ganz unberechtigt“ — und nun kommen wir auf den schon oben berührten Anspruch des Verfassers auf entsprechende Belohnung seines „redlichen Bemühens“ —, künftighin einer größern Bibliothek nahe zu sein. Offenbar ein zarter Wink für Bibliotheksvorstände, denen es an geeigneten Beamten fehlen sollte. Mögen sie sich vorsehen!

Wir können „in Anbetracht des von Herrn Weddigen Geschaffenen“ den Wunsch nicht unterdrücken, daß ihm künftighin die Lektüre wissenschaftlicher Werke von Bibliotheken nur unter der unverbrüchlich einzuhaltenden Bedingung gestattet werde, daß er, wenn er auch das „Magazin für Literatur des Auslandes“ und ähnliche Blätter nach wie vor als Abzugskanäle für seine überflüssige Tinte benutzen dürfe, sich doch nie wieder einfallen lasse, ein sogenanntes eignes Buch schreiben zu wollen. Dann allein würden Verleger und Publikum in Zukunft vor Täuschung und unnützen Geldausgaben bewahrt bleiben.



## Fortschritte in der Photographie.

Von Fritz Anders.

### 1. Die Negativaufnahme.



Is ich vor drei oder vier Jahren nach längerer Pause wieder eine Dunkelkammer etablirte und mich von neuem orientiren mußte, fand ich im Reiche des Lichtes und der Finsternis eine komplette Revolution. Hie Collodium! hie Gelatine! war das Feldgeschrei, der Kampf wogte herüber und hinüber. Heute ist er definitiv entschieden. Das Collodium ist besiegt und würde bereits gänzlich